



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2016

**Kein Ende der Utopie? : Axel Honneth versucht die «Idee des Sozialismus» neu zu
buchstabieren**

Kohler, Georg

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich
ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-133682>
Newspaper Article

Originally published at:

Kohler, Georg. Kein Ende der Utopie? : Axel Honneth versucht die «Idee des Sozialismus» neu zu buchstabieren.
In: NZZ, 2 February 2016, 41.

Kein Ende der Utopie?

Axel Honneth versucht die «Idee des Sozialismus» neu zu buchstabieren

Im Vorwort zum «Prinzip Hoffnung», zu der immer noch mitreissenden Entfaltung utopischen Denkens, schreibt Ernst Bloch: «Es kommt darauf an, das Hoffen zu lernen.» Axel Honneths Studie zur «Idee des Sozialismus», die sich im Untertitel als «Versuch einer Aktualisierung» ausweist, ist im Ton kühler; kein Buch des Enthusiasmus, doch im Grundsatz folgt sie dem Blochschen Anspruch, das, was ist und was das Ende der Geschichte nicht sein kann, denkend zu überschreiten: auf ein Ideal solidarischer Gemeinschaftlichkeit hin, das von den Forderungen der Trikolore Liberté, Egalité, Fraternité umrissen wird.

Solidarität im Zentrum

«Sozialismus» ist für Honneth, der das Frankfurter Institut für Sozialforschung leitet, die Lebensform, «in der die individuelle Freiheit nicht auf Kosten, sondern mit Hilfe von Solidarität gedeiht». Und in diesem Sinn erinnert der Schlusssatz der Untersuchung noch einmal daran, dass «Brüderlichkeit», «Freiheit» und «Gleichheit» eine Einheit bilden müssen: «Nur wenn jedes Gesellschaftsmitglied sein mit jedem anderen geteiltes Bedürfnis nach körperlicher und emotionaler Intimität, nach ökonomischer Unabhängigkeit und nach politischer Selbstbestimmung derart befriedigen kann, dass es sich dabei auf die Anteilnahme und Mithilfe seiner Aktionspartner zu verlassen vermag, wäre unsere Gesellschaft im vollen Sinn des Wortes sozial geworden.»

Nur wer bereit ist, Honneths Arbeit als einen Beitrag zu jener reflektierten Hoffnung zu begreifen, die den gemeinsamen Boden linker wie liberaler Gesellschaftstheorie bildet, wird das Buch mit Gewinn lesen. Wem dieses hermeneutische Wohlwollen fehlt, der muss sich ärgern. Was zum Beispiel Jürgen Kaube in der «Frankfurter Allgemeinen» passierte, der in seiner Rezension Honneth für das tadelt, was dieser an den Theoriekonzepten des gescheiterten Realsozialismus kritisiert. Was bleibt dann noch übrig, fragt Kaube, wenn alles verspielt ist, was zum Basisinventar der klassischen Sozialismuslehre gehört?

Ja, was bleibt übrig? Nicht wenig, und es lässt sich alles aus dem einen Konzept entwickeln, das für Honneth das Zentrum bildet, nämlich aus dem komplexen Begriff der «sozialen Freiheit». Einerseits geht es bei der sozialen Freiheit darum, «Freiheit nicht als eine bloss private Interessenverfolgung, sondern als ein solidarisches Sich-Ergänzen» zu denken, andererseits konkretisiert sich soziale Freiheit in jener menschlichen Gemeinschaft, in der «jeder einzelne die von ihm verfolgten Zwecke zugleich als Bedingung der Realisierung der Zwecke des jeweils anderen begreift». Soziale Freiheit gibt es mithin dann, so Honneth, «wenn die individuellen Absichten derart ineinandergreifen, dass wir sie nur im Bewusstsein unserer Abhängigkeit voneinander im wechselseitigen Vollzug realisieren können».

Dass eine solche Vorstellung «den Namen der Utopie verdient», muss nicht lange begründet werden. Wobei man die Ambivalenz des Ausdrucks «Utopie» als Titel einer wünschenswerten Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse wie als Wort für eine bloss Illusion nicht zu unterschlagen braucht. Denn gewiss ist die soziale Welt, deren Mitglieder nicht lediglich miteinander (oft genug gegeneinander), sondern vor allem füreinander tätig sind, ein besserer Ort als eine Ordnung, die im Namen der Privatautonomie die «Ausbeutung des Menschen durch den Menschen» erlaubt. Zugleich ist der Verdacht unvermeidlich, dass diese freundliche Gegend geschwisterlich-kommunikativen Handelns mit all dem kollidieren wird, was Menschen stets auch zu Konkurrenz-, Konflikt- und Überwältigungsstrategien gemacht hat.

Die Unwahrscheinlichkeit einer Realisierung solch dezidiert sozialer Freiheit ist kein Einwand gegen den Versuch, ihre Idee erneut nach dem Versickern der utopischen Energien zu reformulieren. Doch das zwingt denjenigen, der es riskiert, zu argumentativen Anstrengungen. Erstens muss gezeigt werden, welche gravierenden Fehler jene Theorien machten, die die Utopie der sozialen Freiheit theoretisch und praktisch ausbuchstabierten. Und zweitens ist, als Konsequenz solcher Kritik, die Frage zu beantworten, wie in Rücksicht auf aktuelle Sachlagen die Idee des Sozialismus, das heisst: die Ordnung der sozialen Freiheit, auch heute noch mögliche Wirklichkeit sein kann.

Beiden Problemen will Honneth gerecht werden. Die «Erblast», wie er es nennt, der klassischen sozialistischen Theorie ist für ihn nur mittelbar in den marxistischen Hauptthemen zu finden: unbedingter Vorrang des Ökonomischen; das Proletariat als revolutionäre Kraft; geschichtsphilosophischer Determinismus. Denn dass die entsprechenden Lehren von der Wirklichkeit längst widerlegt wurden, ist klar. Entscheidend hingegen ist die diese Fehleinschätzungen allererst begründende Unfähigkeit der Theorie gewesen, drei fundamentale Tatsachen der fortschreitenden Moderne ernst zu nehmen: erstens die Tatsache der sich in verschiedene, funktional getrennte und normativ eigensinnige Subsysteme ausdifferenzierenden modernen Gesellschaft (politische Prozesse lassen sich eben nicht einfach aus wirtschaftlichen Verhältnissen ableiten); zweitens die Bedeutung rechtsstaatlicher und demokratischer Institutionen; drittens mit den normativen Grundlagen der politischen Sphäre verknüpft die moralischen Ansprüche, die sich im weltweit geltenden Postulat universeller Bürger- und Menschenrechte zum Ausdruck bringen. Durch ihre Blindheit gegenüber diesen Fakten blieb den frühen Sozialisten, so Honneth, «was an

Potenzialen der Befreiung (schon) mit der Institutionalisierung der liberalen Grundrechte gegeben war, [. . .] von Anfang an verschlossen».

Das Zitat weist den Weg zur Art und Weise, wie Honneth die Antwort auf die Frage zu liefern versucht, wie heute die Utopie der sozialen Freiheit einen lebenspraktischen Zug gewinnen kann. Er orientiert sich dabei an zwei Leitbegriffen: dem Konzept des «historischen Experimentalismus» und der «Idee einer demokratischen Lebensform» an dem Gedanken einer zwar radikalen, aber rechtsstaatlich-friedlichen Reformpraxis. Medien der Veränderung sollen nicht revolutionäre Gewalt und diktatorische Eingriffe kleiner Machteliten sein, sondern aktive Öffentlichkeiten und die durch sie eröffneten Chancen, mittels demokratischer Willensbildungsprozesse die Idee der sozialen Freiheit in den diversen Sphären der Gesellschaft fruchtbar zu machen.

Ausblendung der Macht

Die Schwächen des Textes finden sich sehr generell gesagt in dessen tief reichender Ausklammerung der Dimensionen der strukturellen und persönlichen Macht. Man muss ja vermuten, dass die allermeisten Beziehungen zwischen Menschen durchsetzt sind von Interessen strategischer, individualistisch-selbstbezogener Art, die das Miteinander einer Praxis sozialer Freiheit mehr oder weniger unauffällig durchkreuzen. So gesehen sind es weniger die Hoffnungen Blochscher Prägung als vielmehr Überlegungen der liberalen Rechts- und Staatsphilosophie im Sinne Kants und seiner Erben, die die Antworten liefern, die wir heute gebrauchen können. Denn auch die liberale Tradition respektiert die Idee der vernünftigen Freiheit, doch sie übersieht aus guten Gründen nie die Wirkungen individueller, rational-egoistischer Zweckverfolgung. So vermag sie das daran Nützliche vom Beklagenswerten zu trennen zugunsten jenes anspruchsvollen Ideals einer wünschenswerten und menschenmöglichen Ordnung, an das die «Idee des Sozialismus» sehr zu Recht erinnert.
Axel Honneth: Die Idee des Sozialismus. Suhrkamp, Berlin 2015. 168 S., Fr. 31.90.

Georg Kohler

Quelle:	Neue Zürcher Zeitung 02.02.2016, Nr. 26, S. 41
Ressort:	fe Feuilleton
Dokumentnummer:	NOX4W

Dauerhafte Adresse des Dokuments: https://nzz.genios.de/document/NZZ_NOX4W

Alle Rechte vorbehalten: (c) Neue Zürcher Zeitung